

Auch im Ernstfall smart sein

Notfallkonzepte Eine Studie der FHNW zeigt: Gemeinden haben viel Handlungsbedarf in Sachen Risikokultur.

VOLKER SCHULTE

Die Fachhochschule Nordwestschweiz (FHNW) hat in einer Umfrage die Risikokultur und die medizinischen Notfallkonzepte von Gemeinden und KMU untersucht. Dabei zeigt sich ein signifikanter Unterschied im Informations- und Wissensstand zwischen Gemeinden und KMU. Während bei KMU zumindest eine Sensibilisierung für ein Risikomanagement und damit für das Vorhandensein einer Risikokultur feststellbar ist, fehlt sie bei Gemeinden zum Grossteil.

Über alle untersuchten Punkte hinweg zeigt sich, dass Gemeinden nur über eine mangelnde Risikokultur verfügen. Dies gilt auch und ganz besonders für den medizinischen Notfall. Zwar sind fast überall Notfallnummern vorhanden, aber schon bei der Zuständigkeit einer bestimmten Person hapert es beträchtlich. Ein Zusammenhang zwischen der Grösse einer Gemeinde und der Qualität des Risikomanagements ist nicht festzustellen. Die Ausprägung der Risiko- und Notfallkultur bei Gemeinden ist möglicherweise noch schlechter als von uns statistisch ermittelt, weil Institutionen dazu neigen, eine negative Aussage zu relativieren.

Bei den KMU, die besser abschneiden, ist das Risikomanagement weitestgehend Gegenstand der unternehmerischen Planung. In Mission-Statements, Leitbildern oder in der Unternehmensstrategie sind Risikoszenarien oder entsprechende Re-

flexionen erwähnt oder vorhanden. Beim operativen Risikomanagement existieren mehrheitlich Prozessbeschreibungen, insbesondere bei einem medizinischen Notfall und bei der internen Kommunikation von Notfallnummern. In fast allen KMU sind Notfallbeauftragte definiert.

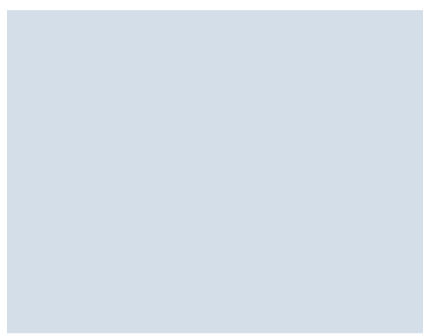
Allerdings sinken die Werte wieder, wenn es um eine regelmässige Schulung dieser Notfallbeauftragten geht. Dies zeigt sich noch deutlicher bei der Überprüfungsfrage zur Weiterbildung der Notfallbeauftragten. Diese mangelnde Weiterbildung ist auch bei der Schulung auf Defibrillatoren feststellbar. Im Unterschied zu den Gemeinden ist bei den Unternehmen die Risiko- und Notfallkultur stärker etabliert, je grösser das Unternehmen ist.

Vor allem bei kleineren KMU und generell bei Gemeinden besteht ein beträchtliches Verbesserungspotenzial. Warum ein integraler Ansatz des Risikomanagements in den betreffenden Institutionen (noch) nicht verankert ist und ein entsprechendes Bewusstsein fehlt, geht aus der Studie nicht hervor. Möglicherweise ist es auch eine Ressourcenfrage.

Für diese Studie haben die Autoren 90 Gemeinden und 90 KMU befragt. Davon haben 50 Prozent geantwortet, 60 KMU und 31 Gemeinden. Die Ergebnisse decken sich grundsätzlich mit der Untersuchung über Risikokulturen in Gemeinden von der HSG und der Hochschule Luzern von 2014. Die damalige KTI-Studie kam zum ernüchternden Ergebnis, dass bei den Gemeinden in Bezug auf die Risikokultur grosser Handlungsbedarf besteht. Dieser Schlussfolgerung können wir uns in dieser Studie nur anschliessen.

Smartes Notfallmanagement

In Zeiten von Smart Cities gäbe es auch intelligente Lösungsansätze und Branchenlösungen für Notfallmanagement-



Apotheker Andy Weiss von der Breite-Apotheke in Basel und der smarte «Defi».

Systeme im öffentlichen Raum. Ein Beispiel ist «Secure City» von Lifetec One (siehe unten). Der Notfallkoffer befindet sich in einer pulverbeschichteten Wandhalterung aus robustem Chromstahl und Plexiglas. Das technische Innenleben der Wandhalterung reguliert die Innentemperatur, sodass die Elektronik des integrierten Defibrillators auch bei starken Temperaturschwankungen funktionstüchtig bleibt. So eignet sich das System besonders für den öffentlichen Aussenbereich. Es optimiert die Rettungskette, indem es mittels Machine-to-Machine-Technologie von Swisscom die Notrufzentrale, den Rettungsdienst und die Ersthelfenden miteinander verbindet. Die internetbasierte Technologie stellt eine Verbindung des integrierten Defibrillators mit dem Notruf 144 her. Eine Fachperson führt den ungeschulten Ersthelfer und baut so Hemmungen und Ängste ab.

Dank der integrierten GPS-Ortung finden die automatisch alarmierten und professionellen Rettungskräfte ausserdem schneller zum Einsatzort. Dadurch wird die Überlebensrate von Betroffenen deutlich erhöht. Mit einem solchen Notfallmanagement-System sind Gebäude und ganze Regionen für den Notfall vorberei-

tet. Und durch eine eingebaute IoT-Cloud-Lösung ist auch die Überwachung, Wartung und Sicherheit der Systeme möglich.

Das Bewusstsein verbessern

In einer «Smart City» mit smarten Notfallmanagement-Systemen kann jeder Einzelne zum Lebensretter werden. Und jede Gemeinde kann ihre Bürger dabei unterstützen. Wohl ist das Problem nicht neu, aber heute stehen Instrumente zur Verfügung, menschliches Leid und Kosten zu vermeiden. Das bedingt eine erhöhte Sensibilisierung für die Thematik Risikomanagement und Notfallkultur und die notwendigen Investitionen. Dabei stellt sich die Frage, warum der Gesetzgeber bisher keine Vorschriften zum Notfall-Management erlassen hat.

Um das Defizit in der Notfallkultur in KMU und vor allem Gemeinden zu reduzieren, sind folgende Massnahmen empfehlenswert:

- systematische, regelmässige Schulung aller Notfallbeauftragten,
- flächendeckende öffentlich zugängliche Defibrillatoren in Gemeinden,
- regelmässige Wartung der Geräte und Schutz vor Vandalismus.

Beispiel Basel

Ende Februar liess Andy Weiss, Inhaber und Geschäftsführer der Breite-Apotheke in Basel, das Notfallmanagement-System «Secure City» von Lifetec One vor seiner Apotheke installieren (siehe Bild). Auf die Frage, warum er diese Investition freiwillig tätigt, sagt er: «Als Apotheke sind wir ein Dienstleistungsunternehmen und Gesundheitszentrum. Wir fühlen uns dem Quartier verbunden und wollen etwas für die Bevölkerung tun. Wenn man mit modernen technischen Geräten Leben retten kann, wollen wir dazu etwas beitragen. Wohl gibt es in umliegenden Arztpraxen

8000 TOTE JÄHRLICH Entscheidender Faktor Zeit

Herzinfakte Die Zahlen der schweren Unfälle und Herz-Kreislaufstillstände sind bedenklich. Jedes Jahr erleiden rund 30 000 Menschen in der Schweiz einen Herzinfarkt, fast 8000 Betroffene sterben an den Folgen. Ein Teil dieser Notfälle ereignet sich im öffentlichen Raum. Bei einem Unfall und ganz besonders bei einem Herzinfarkt entscheiden die ersten drei bis vier Minuten. Wird den Betroffenen dann nicht geholfen, können irreversible Schäden auftreten. Nach durchschnittlich acht bis neun Minuten tritt der Tod ein.

Defibrillatoren Bis professionelle Rettungskräfte eintreffen, vergehen in der Regel aber zehn bis fünfzehn Minuten. In dieser Zeit müssen also die Ersthelfer möglichst viel Unterstützung bieten können, etwa durch den Einsatz eines nahen und öffentlich zugänglichen Defibrillators. Wird in den ersten Minuten nach einem Herz-Kreislaufstillstand ein Defibrillator angewendet, beträgt die Überlebensrate eines Kammerflimmer-Patienten 90 Prozent – ohne Defibrillator weniger als fünf Prozent. Aktuell werden nur rund drei Prozent der Betroffenen innerhalb der kritischen ersten vier Minuten so behandelt.

Defibrillatoren. Diese sind aber nicht rund um die Uhr beziehungsweise am Wochenende gar nicht verfügbar.»

Prof. Dr. Volker Schulte, Dozent für Gesundheitsmanagement, Gesundheitspolitik und Gesundheitsökonomie, Institut für Unternehmensführung, Fachhochschule Nordwestschweiz, Windisch.

ANZEIGE

